

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 21 (1948-1949)

Heft: 6

Rubrik: Le home d'enfants = Das Kinderheim = L'asilo infantile privato

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Höherbildung der Menschheit durch den Spieltrieb bei Schiller und Fröbel

Von Dr. Johannes Prüfer †

Friedrich Schiller und Friedrich Fröbel wollten beide — durch ihr gesamtes Wirken und Schaffen — letzten Endes: der menschlichen Höherentwicklung dienen, der sie sich mit ganzer Seele hingaben. Das verlieh ihnen den unvergleichlichen Schwung. Beiden schwebte als fernes und hohes Ziel: die ewige Menschheitsidee vor Augen. Und beide erkannten im Spieltrieb die stärkste Kraft zur Entfaltung eines reinen Menschentums — also des Geistigen im Menschengeschlecht.

Schiller hat im 15. seiner Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ die viel zu wenig gekannten — tiefsinnigen — Worte geschrieben: „Um es endlich auf einmal herauszusagen: Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist. Und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine grosse und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen: das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen.“

Wie ist das zu verstehen?

Schiller führt folgendes dazu aus: Zwei Triebe beherrschen den Menschen — der Stofftrieb und der Formtrieb. Der Stofftrieb ist auf das Sinnliche, auf das reale Leben gerichtet, der Formtrieb dagegen auf das Geistige, auf das Abstrakte — auf das ewige Sein —, dessen Einzelwesen Schiller als „Gestalt“ bezeichnet.

Im Menschen vermählen sich beide Triebe. Sie befruchten und durchdringen sich gegenseitig. Die Fähigkeit zu dieser Verschmelzung des Geistigen und Stofflichen ist eine menschliche Anlage, die nur unserm Geschlecht eigen ist. Kein anderes Geschöpf hat die gleiche Fähigkeit wie der Mensch: das reale Leben ständig mit dem ewigen Sein innerlich zu durchdringen. Die tendenzlose Vereinigung beider Welten, also die Verbindung von Form- und Stofftrieb, nennt Schiller „Spiel“. Die „lebende Gestalt“ ist das Produkt des Spiels. „Spielen“ heisst also bei Schiller: den Formtrieb und den Stofftrieb ohne äusseren Zwang, also in voller Freiheit, und ohne bestimmte Absicht triebartig sich verschmelzen zu lassen. Dadurch wird stets ein Geistiges im Körperlichen zum Ausdruck gebracht, ein Seelisches im Materiellen. Hier offenbart sich der letzte und tiefste Sinn jedes echten Spiels: die höhere — die geistige — Welt tritt dadurch ein in die irdische Welt der Sinne. Die ewige „Gestalt“ erscheint vorübergehend als vergänglicher Gegenstand.

Der Mittler zwischen beiden Welten ist der schöpferische Mensch. Wenn so in ihm der „Stofftrieb“ und der „Formtrieb“ sich das Gleichgewicht halten, wenn der Mensch also zu den Dingen weder nur sinnlich, noch nur geistig eingestellt ist, sondern beides zugleich: dann ist sein Verhältnis zur Welt ästhetisch, d. h. ausgeglichen, harmonisch, „vollkommen“ im höhermenschlichen Sinne der Antike. Nur in diesem „ästhetischen Zustand“ haben wir das Gefühl, dass der Mensch die ganze, „reine Menschheit“ in sich verkörpert.

Also der Mensch ist tatsächlich nur da „ganz Mensch“, wo er spielt.

Fröbel hat Schillers Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ gekannt. Wann er sie zum ersten Mal gelesen hat, steht nicht einwandfrei fest. Schillers Schrift war 1794 erschienen, Fröbel beschäftigte sich etwa seit 1808 — er war damals bei Pestalozzi in Iferten — mit dem kindlichen Spieltrieb. Er hat aber nicht etwa Schillers Gedanken über das Spiel einfach übernommen und nur fortgeführt, sondern Fröbel hat von sich aus, vollkommen selbständig die gleiche Erkenntnis gewonnen wie Schiller, dass nämlich der Spieltrieb des Menschen die stärkste Kraft sei zur Entfaltung des reinen Menschentums.

Dieser Gedanke wurzelt in den Tiefen der Fröbelschen Weltanschauung. Er ergab sich mit innerer Notwendigkeit aus seiner Philosophie. Fröbels Grundanschauungen über Gott und Welt, über Sein und Leben sind denen Spinozas nahe verwandt. Das bestimmt naturgemäss entscheidend auch seine Einstellung zur „Lebenskunst“, zu der im weitesten Sinne auch die Erziehung gehört.

Fröbels Hauptwerk — die „Menschenziehung“ von 1826 — beginnt mit den wuchtigen Sätzen:

„In allem ruht, wirkt und herrscht ein ewiges Gesetz... Diesem allwaltenden Gesetz liegt notwendig eine ... ewig seiende Einheit zu Grunde...“

Diese Einheit ist Gott.

Alles ist hervorgegangen aus dem Göttlichen.

... Alles ruht, lebt, besteht in dem Göttlichen... und durch dasselbe...“

Alle Dinge sind nur dadurch, dass Göttliches in ihnen wirkt.

Das in jedem Ding wirkende Göttliche ist das Wesen jeden Dinges.“

Das ganze All mit dem, was darin vorgeht, ist für Fröbel — ebenso wie für Spinoza — eine unendliche Einheit, ein lebendiger grosser Organismus. Eine heilige Ahnung durchschauert ihn, dass alles, was er sieht im Natur- und im menschlichen Leben erfüllt und durchdrungen ist von derselben, alles tragenden und alles schaffenden Kraft, von demselben überall wirkenden und alles beseelenden Geiste.

„Alles Sichtbare in der Welt ist hervorgegangen aus dem Göttlichen, aus Gott. In ihm allein ist der Grund aller Dinge, d. h. in jeder Form, in jeder Gestalt, in jedem Geschöpfe lebt etwas von dem Ewig-Göttlichen. Selbst in der schlichtesten Naturform — im Kristall — ist dieses Geistige zu spüren. Der Kristall stellt gleichsam den ersten Schritt dar vom Chaos zum Kosmos: die elementarste Vereinigung von formloser Materie mit bildendem Geiste. Denn wie wäre es ohne gesetzmässig wirkende Kraft im Kristall — d. h. ohne einen Funken Geist — möglich, dass jedes einzelne Kristall stets dieselben geometrischen Verhältnisse seiner „Art“ aufwiese? Die in der Kristallwelt immer wiederkehrenden bestimmten Zahlen und geometrischen Formen sind nichts anderes als Spuren eines selbst im toten Gestein wirkenden Geistes. Ohne diesen geistigen Inhalt wäre ein Stein nur formlose Masse, aber nie ein Kristall.

So ist es mit allen Formen, mit allen Dingen dieser Welt: sie sind nur dadurch erklärbar, dass Geistiges — Göttliches — in ihnen wirkt. Und dieses in jedem Einzelnen wirkende Geistige ist das Wesen dieses Dinges. Es ist die Ursache, dass jedes Ding derselben Art gerade die Form annimmt, wie die anderen derselben Art. Aus dem Samenkorn einer Linde kann immer wieder nur eine Linde werden, aus dem einer Eiche immer wieder nur stets eine Eiche. Es ruht eine geheimnisvoll wirkende Kraft in jedem Keime, eine Kraft, die unter allen Umständen aus der ungeformten Materie gerade die Formen ihrer „Art“ bildet. Jede lebendig gewachsene Natur-Form ist also im Grunde nichts anderes als ein sichtbar gewordenes, ein äusserlich zur Darstellung gelangtes Stück Kraft, als ein im Stofflichen verkörpertes Stück Geist, ein Gestalt angenommenes Stück Seele. Und wohin wir blicken in der Natur, überall tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen, sei es in der Schönheit der Lilie und Rose oder in der Regelmässigkeit der Blütenstrahlen einer Sonnenblume, bzw. in tausend und abertausend anderen Formen. Ueberall erblicken wir die Spuren des ewigschaffenden Geistes, überall ahnen wir das Walten des Göttlichen.

Der naturgegebene Beruf — die eigentliche „Bestimmung“ — aller Geschöpfe und aller Dinge dieser Welt kann demnach nur der sein: Das (!) in die Erscheinung treten zu lassen, was sie Geistiges (!) in sich tragen, d. h. ihr eigentliches Wesen — das gerade ihnen eigentümliche Geistige und Göttliche, das in ihnen schlummert — im Stofflichen darzustellen und dadurch ein Stück ewigen Geistes der vergänglichen Materie aufzudrücken, mit anderen Worten Göttliches im Irdischen zu offenbaren.

Je ungestörter ein Geschöpf dies tun kann, je reiner es also sein innerstes Wesen zum Ausdruck und zur Darstellung zu bringen vermag, umso glücklicher ist es, umso vollkommener und darum göttlicher. Schiller hat dies in die Worte gekleidet:

„Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten! Wie das zu machen? — Es sei jeder vollendet in sich.“

Ein vollentwickelter Eichbaum, der Jahrhunderte überdauert, hat seine ganze starke Eigenart voll entfaltet. Niemand kann und wird von ihm etwas anderes verlangen, d. h. er ist in seiner Art vollkommen. Von einem Menschen, der ein langes tatenreiches Leben hindurch dasselbe getan, der in des Wortes edelster Bedeutung ein Mensch war und die innerste Eigenart seiner Gattung dargelebt hat, auch von ihm kann man nichts Höheres fordern. Er ist in seiner Art ebenso

vollkommen. Er ist ein „Vollmensch“, wie jene eine „Voll-Eiche“.

Nicht jedes Geschöpf freilich erreicht diese Vollkommenheit. Glückliche äussere Verhältnisse und völlige innere Gesundheit und Kraft müssen zusammen treffen, um solch vollkommene Geschöpfe, solche Prachtsexemplare ihrer Art möglich zu machen. Das ist im Menschenleben ebenso wie im Leben der Natur.

Im innersten Kern ihres Wesens — und das ist das Entscheidende — sind alle Geschöpfe gleich. Alle (!) vom Kristall bis hinauf zum höchstentwickelten Menschen! In jedem ruht und wirkt ein Stück desselben ewigen Geistes, in jedem glüht ein Funke des Göttlichen. Nur verschiedene Stufen der allumfassenden göttlichen Einheit sind es, nur verschiedene Schattierungen in allen pulst das gleiche Leben — das Leben von innen und Abstufungen der unerschöpflichen ewigen Fülle, heraus nach unwandelbaren Gesetzen.

Wohl besteht eine gewisse Abstufung in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Geschöpfe. Es gibt einfachere und kompliziertere, also es gibt im gewissen Sinne niedere und höhere Geschöpfe.

Es wäre aber müssig, eine einzige lückenlose, auseinander hervorgehende Reihenfolge dazu konstruieren zu wollen, wie manche Naturforscher es möchten. Denn nicht die äusserlich gewordenen Formen und Gestalten sind es im Grunde, die sich weiter entwickeln, sondern nur: der darin ausgeprägte Geist! Es ist wie in der Kunst. Die Werke eines bildenden Künstlers kann man wohl in chronologische Reihenfolge bringen. Die späteren sind oft vollkommener als die früheren. Im Grunde sind es aber nicht die Werke, die sich weiter entwickelt und neue Formen geschaffen haben, sondern der Geist des Künstlers hat diese Entwicklung genommen. Seine Werke sind nur die sichtbare Ausprägung dieser inneren Entwicklung. Nicht die einzelnen Geschöpfe bzw. Arten haben sich unmittelbar auseinander entwickelt, sondern das hinter den Erscheinungen liegende Geistige. Der ewige unerschöpfliche Geist hat in seiner Unendlichkeit — d. h. in der Unendlichkeit seiner unaufhörlichen Entfaltung — die verwirrende Fülle der sichtbaren Gestalten und Formen hervorgebracht. Unendlich ist Zahl und Art dieser Möglichkeiten, ewig darum sein Schaffen. Jede einzelne Form und Art ist eine neue, für die Unendlichkeit notwendige Seite seines unerschöpflichen Wesens.

Es gibt also zweifellos eine Entwicklung in der Welt — richtiger: es gibt eine fortschreitende Entfaltung des Geistigen. Die jeweilige Entwicklungsstufe wird dargestellt durch die jeweilige Gesamtheit aller vorhandenen Formen und Geschöpfe. Die Höherentwicklung besteht also in einer unaufhörlich fortschreitenden Bereicherung der Erscheinungswelt, d. h. in einer immer grösseren Differenzierung und Verfeinerung. Die Unendlichkeit der geistigen Möglichkeiten im Stofflichen darzustellen ist das selbstverständliche Ziel dieser natürlichen Entwicklung. Fortschreitende Durchgeistigung der Materie ist die unausbleibliche Folge. In dieser Entwicklung ist kein Stillstand möglich und abzusehen. Immer reicher und schöner entfaltet sich das Geistige in der Welt. Immer mehr wird so das All erfüllt vom Göttlichen. Das ist der letzte und tiefste Sinn alles Lebens und aller Höherbildung.

In den Dingen der Natur vollzieht sich diese Entwicklung ohne Zutun der einzelnen Geschöpfe. Unbewusst wirkt in ihnen das Ewig-Geistige. Im Men-

schen dagegen ist eine neue Seite des Geistigen offenbar geworden: das Sich-seiner-selbst-bewusst-werden. Darin hat zugleich die menschliche Fähigkeit seinen Grund: das Göttliche in sich zu ahnen.

Die Bestimmung des Menschen liegt demnach darin — im Unterschied zu allen anderen Geschöpfen —: mit immer grösserer Klarheit das Geistige in sich zu erkennen und dies dann bewusst im Leben wirksam sein zu lassen, d. h. es in Freiheit und Selbstbestimmung „kund zu tun“ — Innerliches also bewusst äusserlich zu machen. Je klarer dieses Bewusstsein in einem Menschen lebt, und je mehr all seine Taten davon Zeugnis ablegen, umso mehr erfüllt er seine innerste Bestimmung und nähert sich so dem Ideal des „Vollmenschen“. Er ist dann ein „wahrer Mensch“. Der Eichbaum entfaltet seine volle Schönheit — also sein innerstes Wesen — nur aus dunklem Naturtrieb. Der Mensch dagegen kann sein Menschentum und sein Menschewesen in voller Schönheit nur dann entfalten, wenn zu dem dunklen Naturtrieb noch das Höhere hinzutritt: eben das Bewusstsein seiner selbst, d. h. das Bewusstsein seines geistigen Ursprungs und seiner daraus sich ergebenden ewigen Bestimmung. In diesem Bewusstsein allein und in allem, was daraus folgt, liegt das eigenartig Menschliche. Es ergibt sich daraus vor allem das höhere Streben des Menschen: sein sittliches Wollen — der Kant'sche sittliche Imperativ. Dadurch unterscheidet sich der Mensch von allen anderen Geschöpfen.

„Suchst Du das Höchste, das Grösste?

Die Pflanze kann es Dich lehren.

Was sie willenlos ist,

Sei Du es wollend — das ist's!“ (Schiller)

Das Einzelgeschöpf ist in erster Linie Träger des Wesens und ihrer Entwicklung am Baume, das ist der Mensch am Lebensbaume der Menschheit bzw. am Lebensbaume des Menschentums. Das Menschentum selbst aber ist nichts anderes als eine Erscheinungsform — der Gottheit. Wie ein Kunstwerk die Offenbarung des innersten Wesens seines Schöpfers ist, so ist das Menschentum eine Offenbarung des Göttlichen. Wenn ein menschliches Kunstwerk — etwa die vollendetste seiner Madonnen — sich ihrer selbst bewusst werden könnte, so würde sie sich keines anderen bewusst werden als reinsten Menschentums. Was in solchen Kunstwerken als „Schönheit“ zu uns spricht, das ist eben die vollendete Darstellung seines geistigen Kerns im Stofflichen. Wie gewisse menschliche Kunstwerke — wenn sie sich ihres Wesens bewusst werden könnten — sich nur als „reinstes Menschentum“ erkennen könnten, so vermag sich auch die Menschheit, wenn sie sich ihres Wesens bewusst wird, nur ihres göttlichen Wesens und Ursprungs bewusst werden können. Das ist ihre höchste und letzte Bestimmung.

Eine neue Entfaltungsstufe in der Geschichte der Menschheitsentwicklung bedeutet es, dieses Bewusstwerden des Menschentums als Gottwesen und das Veredeln aller menschlichen Lebensverhältnisse durch die Erkenntnis und das Streben: Gottheit in der Menschheit mit Bewusstsein darlegen zu wollen. In dieser Richtung liegt der grösste „Fortschritt der Menschheit“.

Ununterbrochen wirkt und schafft das Ewig-Geistige in der Welt. Darin eben besteht sein Wesen: im dauernden Formen des Stoffes. Und gerade durch dieses unaufhörliche Gestalten der Materie entfaltet sich das Geistige. Nur durch schaffendes Gestalten kann sich Geistiges höher entwickeln.

Da der Mensch — seinem innersten Wesen nach — Ewig-Geistiges in sich trägt, daher will auch er schaffen und wirken „gleich Gott“. Des Menschen Geist will auch über dem Ungeformten und Ungestalteten Schweben — und er will es bewegen, damit Form und Gestalt daraus hervorgehe.

Das zeigt sich am deutlichsten beim Kinde, besonders in den jüngeren Jahren: der stärkste seiner Triebe ist hier der Tätigkeitstrieb. Darum sah Fröbel es als die erste Aufgabe der Erziehung an, den Tätigkeitstrieb als das Ursprünglichste im Kinde richtig zu leiten und zu entfalten. Alles andere kommt erst in zweiter Linie: denn ein Mensch, in dem bereits der geistige Funke glüht, ein Mensch, der durch rastlose Tätigkeit in unermüdlicher Selbstentwicklung die in ihm schlummernden Kräfte und Anlagen zur Entfaltung bringt — ein solcher Mensch ist auf dem Wege, ein „Vollmensch“ zu werden. Es liegt also etwas Grosses und Erhabenes in Fröbels „Pädagogik der Pflege des kindlichen Tätigkeitstriebes“. Fröbel sucht nicht, wie so viele andere Pädagogen, hundert und aberhundert Mittelchen, durch die der heranwachsende Mensch bald nach dieser bald nach jener Seite hin „erzogen“ werden soll, sondern er sucht den innersten Kern des Menschen zu entdecken — und dort setzt er den Hebel ein. Von innen heraus wachsen! Von innen heraus blühen! Und von innen heraus Frucht bringen! Das ist Fröbels auf philosophischer Grundlage erwachsenes, pädagogisches Glaubensbekenntnis. Nur wenn die Erziehung so verfährt, ist sie ihm „naturgemäss“.

Was die Kinder dann spielen, das ist im Grunde nicht so wichtig. Die Hauptsache ist, dass sie überhaupt wirklich spielen — d. h. dass sie wirklich Inneres äusserlich machen. Ein Kind, das von klein auf so spielen darf, wird auch später gar nicht anders können, als das, was es innerlich bewegt, äusserlich zu verwirklichen, also sein Innenleben in seiner äusseren Lebenssphäre zum Ausdruck zu bringen. Mögen Kinderspiele und hervorragende Leistungen Erwachsener auf den ersten Blick auch noch so verschieden sein, ihrem innersten Kern nach sind sie einander verwandt; denn zwischen dem Tun eines kleinen Knaben, der sich ohne fremde Hilfe stundenlang bemüht, etwa einen chaotischen Sandhaufen in einen blühenden Garten mit Beeten, Wegen, Grotten und Bäumen zu verwandeln, und der Schöpfung etwa eines Baumeisters oder eines Staatsmannes oder eines Künstlers usw. besteht dem Wesen nach kein Unterschied, sondern nur dem Grade nach. Mit den Jahren ändert sich von selbst der Seeleninhalt des heranwachsenden Menschen. Neue Formen entwickeln sich dadurch in seinem Inneren und drängen nach äusserer Gestaltung. Mehr und mehr entfernt er sich von allem Kindischen und Unreifen seiner frühesten Jugendzeit, und ganz von selbst entfaltet sich dann ein reiches, tatenvolles Menschenleben.

Darin liegt die hohe pädagogische Bedeutung des echten Spiels, dass es dem heranwachsenden Menschen dadurch zur Selbstverständlichkeit wird, stets das, was er in seinem Leben fühlt, äusserlich zu verwirklichen, und zu gestalten. Ein solcher Mensch kann dann nicht teilnahms- und tatenlos durchs Leben schreiten, er kann auch nicht in kleinlichem Egoismus aufgehen, sondern er wird fähig sein, sich in den Dienst von Ideen zu stellen, und zwar selbstlos, nur um der Sache willen, die in ihm als Geistiges lebendig ist. Wer das mit der ganzen Selbstvergessenheit und Ausdauer tun kann, mit der er einst als Kind gespielt hat, der ist „voller Mensch“.

Dem Kinde für seinen Betätigungsdrang geeignetes Material in die Hand zu geben, das ist die erste praktische Aufgabe der Erziehung. Wie das Ewig-Geistige die formlose Materie braucht, um sich durch unermüdliches Gestalten derselben immer reicher zu entfalten, so braucht auch der junge Menscheng Geist einen Stoff, den er formen und bilden kann. Diese Ueberzeugung führte Fröbel zur Ausarbeitung seines reichen Spiel- und Beschäftigungsmaterials. Mit den einfachsten Urformen der Natur begann er: mit Ball, Kugel und Würfel. Und er stieg allmählich höher und höher zu immer mannigfaltigeren Formen. Das Ganze ist ein genialer Versuch Fröbels: das reine

Menschen-tum dadurch zu höchst möglicher Entfaltung zu bringen. Dem sich entfaltenden Menscheng Geist hat er geeignetes Material zur Selbstbetätigung und Selbstentwicklung gegeben. Fröbels Spiel- und Beschäftigungsmittel sind das Eigenartigste, was die Pädagogik hervorgebracht hat. In ihrer Gesamtheit stellen sie gleichsam einen lebendigen Organismus dar. Jede einzelne Form, jedes einzelne Beschäftigungsmittel ist gewissermassen ein Stück kristallisierter Geist. In ihrem Zusammenhange sind die Fröbelschen Spielmittel ein lebendiges Abbild der ersten Entwicklungsstufen des Geistes überhaupt.

Fortsetzung folgt

Betrachtungen zu Heinrich Heine „Aus dem Buch der Lieder“

Immer wieder ist man überrascht, wenn man einen der alten Dichter liest, wie so mancher unter ihnen die Gabe besass, in wenigen, kurzen Worten eine Aussage zu machen, die treffender nicht sein könnte, und die in wenigen Zeilen so allumfassend eine Epoche des Lebens skizziert, nein, besser gesagt, so klar und eindeutig darstellt, wie es kaum ein anderer vermag. Freud und Leid, die beiden Pole im menschlichen Leben, von denen alles ausgeht, werden von ihnen so echt empfunden und so tief in ihrer Wirkung erfasst, dass sie einen bis ans Herz zu rühren vermögen.

Wir sehen hier einen solchen Fall bei Heinrich Heine. Er spricht vom Leid, welches schon zahllose Dichter in allen Jahrhunderten mit tausend Namen benannt und welchem die Schriftsteller der letzten Epochen unzählige Bände gewidmet haben. Dramen wühlten in langen Akten die Tiefen des Leidens auf. Andere Poeten wiederum webten mit den dunklen Schleiern der Traurigkeit und seufzten in seitenlangen Versen ihre Klagen aus:

Und da ist nun Heinrich Heine und sagt:

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg es nie;
Und ich hab es doch getragen —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

Da liegt doch nun alles drin und es gibt nichts mehr hinzuzufügen, was mehr und noch stärker das aussprechen könnte, was uns alle leiden macht. Knapp und klar, auf eine gültige Formel gebracht, die einen jeden anspricht und alles sagt. Und zwar nicht kühl und nüchtern, sondern es uns auf eine vertraute Weise vermittelt, die zu Herzen geht, die rührt. Ein Freund spricht zu uns; ein Freund, der uns Trost gibt und der uns dadurch hilft, dass er es auch erträgt — ertragen hat. Wir sind nicht nur allein traurig, ihm ergeht es auch so, alle Welt leidet! Nicht er allein ist der Geprüfte, nein, ein jeder von uns ist vom Jammer geschlagen. Nur „Er hat es doch getragen“, und zwar nicht laut klagend und lamentierend, nein, still und schwer, mit weinender Seele aber — er hat es heruntergeschluckt, hinuntergewürgt den galledurchtränkten Bissen und nachdem er alle Bitternis gekostet und ihn der Jammer geschüttelt, vermag er zu sagen:

„Aber fragt mich nur nicht, wie?“

Das ist kein lähmendes Resignieren, keine weltverachtende Geste, in die er sich zum Schlusse flüchtet, nein, wie ein Sonnenstrahl blitzt ein Funke eines hart erlittenen Humors hindurch. Er hat es mit Haltung hinter sich gebracht!

Und gerade das ist es, was ihn uns so brüderlich nahe bringt und wofür wir ihn lieben.

Wenn zwei voneinander scheiden,
So geben sie sich die Händ,
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End.
Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Tränen und die Seufzer,
Die kamen hintenach.

Auch hier wieder muss man des Dichters schmerz-erprobtes Herz bewundern. Dieser kurze Gesang gibt uns ein klassisches Beispiel von der Reife und starken Menschlichkeit des Dichters. Man spürt das tiefe Weh des Abschiednehmens. Die heissen Tränen werden zurückgehalten, das leidsschwere Herz darf nicht vergehen. Die trockenen, brennenden Augen sagen Lebewohl, die Kehle ist rau. Doch der Schmerz entlädt sich nicht, er flüchtet sich nicht in billige Weinerlichkeit. Das Würgen sitzt im Halse und man spürt das Herzeleid des Abschiednehmens wie es einen anfällt und durchdringt, man weiss, wenn die andere erst fort ist, wie sehr man dann allein ist. Wie nichts anderes verbleibt als der verzweifelte Schmerz, der einen wie ein ungeheurer Schlag trifft und einen halb von Sinnen macht. Wie leer alles um einen herum sein wird, wie jede Stunde, die zäh ist wie Harz und nicht vorübergehen will, tausendfältig erlittene Pein ist. Wie der Schmerz einen halb bewusstlos macht gegen die übrigen Empfindungen der Umwelt. Wie einem der Bissen im Halse stecken bleibt und der Trank nicht die Kehle herunterrinnen will. Wie dann in Einsamkeit und endlos langen Nächten die Tränen nicht versiegen werden und die Seufzer nicht verhallen wollen.

Wer sich so mit dem Schmerz auseinandergesetzt hat und weiss, dass mit der Trennung von dem Liebsten, das er besitzt, das Herze bricht, den macht das Weh ganz still und er leidet stumm wie die geschlagene Kreatur, die sich ins Waldes-Dickicht flüchtet.